

Sand

Autor(en): **Zinser, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gutes Bauen, schönes Wohnen, gesundes Leben**

Band (Jahr): - **(1951)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Städteplanung in Finnland

Finnlands Aktivität auf dem Gebiet der Stadtplanung geht in die Jahre vor dem zweiten Weltkrieg zurück, als der Lebensstandard rasch stieg und die Bevölkerung der Städte wuchs. Während des letzten Krieges geschah natürlich weniger. Es mußten wohl neue Kriegsindustrien geschaffen und damit für Unterkunft für die Arbeitermassen gesorgt werden. Nach dem Winterfeldzug 1939/1940 brauchte es Wiederaufbaupläne für die weitgehend zerstörten Ortschaften auf der karelischen Halbinsel, wobei frühere Fehler vermieden wurden. Die Vorarbeiten waren bereits beendet und ein Gesetz in Vorbereitung, als Finnland ebenfalls in den Weltkrieg gezogen wurde und in der Folge einen großen Teil von Karelien wieder verlor. Während der kriegerischen Wirren ruhte das Bauwesen fast vollständig, während man an Plänen weiterarbeitete. Von den karelischen Städten, die Finnland verblieben, war Oulu am meisten zerstört, fast ebenso stark wie Rovaniemi im Norden des Landes, das erst in der letzten Kriegesphase an die Reihe gekommen war. Um die Wiederaufbau-Arbeiten in dieser Stadt zu beschleunigen, hieß das finnische Parlament ein eigenes Gesetz, die «Lex Rovaniemi» gut, wobei dann der bekannte finnische Architekt Alvar Aalto den Plan konzipierte und nach den modernsten stadtplanerischen Gesichtspunkten voringing. Ähnlich ging man auch in Oulu vor. Hier wurde vor allem dem Ausbau des Straßennetzes eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Eine große Anzahl von Straßen wurden ausschließlich den Fußgängern zugewiesen, gewisse Durchfahrtsstraßen an die Peripherie der Stadt verlegt usw. Nach dem Kriege folgte der Planungsgedanke auch wieder in manchen andern Städten Fuß. In Helsinki arbeitete der Architekt Birger Brinila einen Plan für die finnische Hauptstadt aus. Auf Grund von eingehenden Studien kam er zur Auffassung, daß Helsinki maximal auf eine Einwohnerzahl von 700 000 gebracht werden soll, während die Stadt gegenwärtig eine Bevölkerung von 400 000 Seelen zählt. Auch Helsinki soll «Nachbarschaften» besitzen, viel Grünfläche aufweisen und eine spezielle Industrie- und eine Hafenzone erhalten. Über die Planung des eigentlichen Stadtkerns ist man sich allerdings noch nicht einig geworden, obwohl man darüber einen nationalen Wettbewerb ausschrieb,

wie dies übrigens auch für Kemi und Kotka geschah. Städtebau gehört in Finnland ins Ressort des Departements des Innern. Es ist dagegen Aufgabe der Landesverwaltungen zu entscheiden, wann und ob ländliche Gemeinden einen Plan ausarbeiten sollen. Die Expropriationsmöglichkeiten sind aber noch nicht gelöst, denn weder der Staat noch lokale Behörden fühlen sich selbst nach der Annahme eines Planes gebunden, irgendwelche Expropriationen durchzuführen und für diese etwelche Kompensationen zu bezahlen. Daß daraus Schwierigkeiten erwachsen, ergibt sich von selbst. Das neue finnische Städteplanungsgesetz ist zweifellos noch unvollkommen, denn der Landbesitzer kann mit seinem Land praktisch immer noch tun und machen was er will, wodurch natürlich die Planung erschwert wird.

G-i



Jugoslawien

Vor dem 2. Weltkrieg besaßen in Jugoslawien nur 713 Gemeinden, das heißt 27 Prozent, eine Elektrizitätsversorgung. In der Regel wurden in der Nähe der Kohlenlager Bosniens thermische und bei den dalmatinischen Flüssen hydraulische Werke errichtet. Die Entwicklung verlief ungeordnet und ein Verbindungsnetz, um die Energieerzeugung der einzelnen Werke besser auszunutzen, bestand nicht. Die total investierte Generatorenergieleistung betrug bloß 160 000 kW. Die Zahl der hydraulischen Kraftwerke hat seit dem Jahre 1938 um 88, die Zahl der thermischen um 37 zugenommen, wobei allerdings auch jene Anlagen mit inbegriffen sind, die Italien laut Friedensvertrag an Jugoslawien abtreten mußte. Im Jahre 1938 gehörten nur 40 Betriebe dem Staat, heute alle. Das Industrieministerium in Belgrad leitet die ganze Energieproduktion. Die jugoslawische Regierung ist offenbar selbst der Überzeugung, daß die bisherigen Erfolge in der Steigerung dieser Produktion unbefriedigend sind. Nach dem in Kraft stehenden Fünfjahresplan sollte im Jahre 1951 die doppelte Energiemenge des Jahres 1948 erzeugt werden.



Rauch 7 Tage lang *Brunette*^{*} und Du hast die feinste Maryland entdeckt! 95 cts.

^{*} Der neue Brunette-Filter mit seinen sieben verschiedenen Lagen - Crépe, Cellulose, Watte! - ist genau auf die Brunette-Mischung abgestimmt: er entzieht dem Tabak ein schönes Quantum Nikotin, ohne das herrliche Brunette-Aroma zu zerstören.

In den letzten zehn Jahren hat sich der Brunette-Umsatz verzehnfacht!

Seit 1939 hat sich der BRUNETTE-Umsatz verzehnfacht!

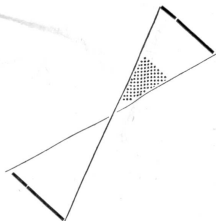
Tutet auch mit Filter.



95 Cts.

Sand

Von A. Zinser, Zürich



Am frühen Morgen haben wir die Oasenstadt verlassen. Seit Stunden schon fahren wir auf schnurgerader Straße gegen Norden. Rechts und links der geteerten Route türmen sich gewaltig hohe Dünen feinsten, kristallinen Sandes auf. Die Sonne steht noch tief im Osten, daher modellieren die tiefen Schatten die Wüste und Gräbe der Sandberge so scharf, als wären sie mit Messern geschnitten. Der rötlich schimmernde Sand scheint weich und doch mit fester Oberfläche hingegossen. Im Windschatten brechen diese milden Formen schroff ab und bilden scharfe Kanten. Wir erinnern uns an winterliche Formen in den Alpen, wo der Schnee dieselben Bilder hervorzaubert.

Dort, wo die Voraussetzungen dazu gegeben sind, zeichnen sich längs- oder querlaufende Rillen ab, eine hinter der anderen, soweit das Auge reicht. Es sieht aus, als sei leicht bewegtes Wasser zu einer festen Form erstarrt. Diese in den Sand geblasenen Schraf-

turen, alle parallel zueinander laufend, vermitteln einen unvergleichlichen Eindruck. In scharfem Gegenlicht zeichnen sich diese Streifen außergewöhnlich scharf ab. Wollte man einen augenfälligen und verständlichen Vergleich ziehen, um das Aussehen solcher vom ewigen Wind gestalteten Rillen klarzumachen, käme man auf die naheliegende Idee, es hätte irgendein Wüstengeist, ein Djinn, ungezähnte Zebrafelle hübsch nebeneinander gereiht, alle mit den schwarz-weißen Streifen in eine Richtung geordnet. Es ist ein seltsames Schauen, unsere gute Erde, soweit sie aus Sand besteht, mit einem solch dekorativen Gewande bekleidet zu sehen.

Verweilt der Betrachter einige Zeit an demselben Punkte, während die Sonne höher steigt, so kann er ein kleines optisches Wunder erleben. Die Schatten der Rillen werden mit dem Heraussteigen der Sonne immer kürzer und schließlich ganz verschwunden. Würde man dieses Geschehen mit einer Zeitlupe zusammenraffen, dann hätte

man das Erlebnis, daß sich das ganze Sandmeer bewegt, atmet, lebt!

Der feine, kristalline Sand, so schwer er auch ist, wird dennoch zum Spielzeug der noch stärkeren Winde, die unablässig wehen. Da fegt eine Trombe, eine Sandhose, über die endlos scheinende Wüste wie ein riesenhaftes, durchsichtiges Gespenst. Plötzlich, scheinbar ohne besonderen Anlaß, erhebt sich ein Räuchlein rasch an Umfang zunehmend und saust in wirbelloser Bewegung über die Erde, immer höher sich hinaufdrückend. Man hat das Gefühl, daß dieses luftige Gebilde, mehr oder weniger umfangreich, innen hohl sei. Die seltsame Erscheinung sieht vielleicht so aus, wie wenn ein riesiger großer Florstrumpf von unsichtbarer Macht durch die Lüfte gewirbelt würde.

In der Mitte des Sandschlauches scheint dieser etwas enger zu werden, aber auch dichter. Zuerst zerflattert das Ding in unbestimmten Konturen. Der Schlauch löst sich selbst auf. Noch viel gespensterhafter sieht es aus, wenn eine solche Sandhose nicht gerade in die Höhe strebt wie ein Kamin, sondern schräg zur Erdoberfläche dahinsiegt. Leicht kann das die Vorstellung erwecken, eine unsichtbare Riesenhand zöge einen luftigen, sich drehenden Schleier über die Weiten der Wüste hinter sich her.

Ist es zu verwundern, daß all die Geschichten der Nomaden wimmeln von guten und mehr noch von böserartigen Djinnen. Sie sind es ja auch, welche in unterhöhten, löcherigen Felsbastionen den letzten Überresten einstiger Gebirge ein gar trauriges Lied ertönen. Klageklänge durchziehen die Lüfte, als riefen verwunschene Geister der Toten nach endlicher Erlösung. Wer diese Leute einmal gehört hat, die aus dem Nichts zu kommen scheinen, der wird sie nimmer vergessen. So war das in jenen Bergstämpfen, kurz vor dem

Schott, dem großen Salzsee von Uaqra, wo die Reste des unterhöhten Felsens von Löchern angefressen sind, wo eine riesige, härtere Felsplatte den kegelförmigen Stumpf des einstigen Berges noch eine Zeitlang vor dem endgültigen Untergang retten wird. Dort ist es, wo in langen, über daumendicken Zapfen, versteinerte Korallenzweige wie Orgelpfeifen luftige Vorhänge bilden.

Für das staunende Auge bilden die vielfachen Formen des Sandes ein nie ermüdendes Schauspiel, das sich, je nach der Tageszeit, fortwährend ändert. Weniger gemütlich wird es, kommt ein Wanderer in einen Sandsturm hinein. Schräg hergetrieben vom immer gleichförmig blasenden Wind prasseln die staubfeinen Sandkörner auf die Haut, wie wenn es Nadelstiche wären. Gerne bindet man sich ein Tuch über den Kopf, um nicht gar zu sehr der heißenden Wirkung der kleinen Geschosse ausgesetzt zu sein. So fein ist diese aufgelöste Materie, daß sie überall eindringt, Nase, Ohren, Augen und Mund sind voll davon. Man tut dann gut, hat man einen Photoparat bei sich, diesen nicht zu zücken, denn der Sand würde in alle Ritzen dringen und den Mechanismus stören.

Hat man einmal auch nur eine halbe Stunde die beinahe ätzende Wirkung eines Sandsturmes erlebt, dann begreift man auch, warum sich die Nomaden ihre Gandurah, ihren Umhang, so sorgfältig über den Kopf ziehen. Auch, warum der Bassour, das wandernde Zelt auf den Dromedaren, in welchem Frauen und Kinder wohlgebornen reisen, so hermetisch mit Zelttüchern verschlossen ist. Auch diese abgehärteten Kinder der Wüste, ob alt oder jung, sie fürchten die Wucht des aufprallenden Sandes. Wenn sogar die sonst so geduldfähigen Tiere aufbülren, durchschreien sie die Hölle daherfuchenden Sandes, dann muß es schon glaubhaft sein,

daß der fliegende Sand der größte Feind des Wüstemenschen ist.

Er ist es! Seht sie nur an, diese bis an die Kronen versunkenen, verwehten Dattelpalmen, wie sie, Ertrinkende, ihre bereits gelb gewordenen Wedel über den Sand strecken! Wälfte man nicht, daß unter der unarmherzigen Decke des Sandes ein über zehn Meter hoher Stamm langsam, aber sicher erstickt, wäre man versucht zu glauben, daß die ersten Schöpfung einer noch jungen Palme die Arme nach dem Lichte strecken. Die wandernde Sanddüne kennt kein Aufenthalt. Sie wandert, wie Ahasver, der ewige Jude, von allem Leben verflucht, über alles was ihr in den Weg kommt dahin. Sie frißt erbarmungslos ganze Palmwälder, deckt fruchtbare Oasen zu, verschlingt ganze Dörfer, treibt Menschen und Tiere zur Flucht. Versucht der Mensch, in mühsamer Arbeit die engen Gassen vom angewehnten Sand tagsüber freizulegen, so macht die folgende Nacht alle Arbeit zunichte. Wie ein gefräßiges Ungeheuer schleicht der mehlfine Menschenfeind durch die kleinsten Ritzen. Seine so zarten, aber tödlichen Franken legen sich auf alles Lebende, um es zu erwürgen.

Kommt eine solche Düne im Lauf der Jahre über menschliche Siedlungen, dann gibt es keinerlei Rettung. Nur Auswanderung, Flucht vor der Verurteilung kann da helfen. Ergeben, seiner Ohnmacht bewußt, packt der Mensch seine ärmliche Habe auf die Tiere, für sich und die Seinen eine neue Stätte des Lebens zu suchen. Allah hat es so gewollt, und gegen den Willen Gottes anzukämpfen ist ganz ohne Hoffnung und Sinn. Man kann gar nichts tun, als ein ergebenes «Mek-toub», «Es steht geschrieben», sprechen, und dann den Staub von den Nails, den Sandalen, schütteln.